

der Résistance, das hat mir ein Franzose gesagt.“ – „Sicher Jüdin, die denkt, jetzt könne man es uns zeigen, aber nicht mit uns.“

Natürlich kam ihr all das dumme Geschwätz zu Ohren, und sie machte sich einen Spaß daraus, die Gerüchte zu befeuern: Da bestätigte sie, dass sie Jüdin sei, dort, dass sie Zeugin Jehovas gewesen sei und daher hätte flüchten müssen, der Marktfrau erzählte sie, dass sie in Frankreich einen Wehrmachtsversorgungstrupp samt Besatzung und drei Mannschaftswagen in die Luft gesprengt hätte, oder der Bäckerfrau, dass sie am Grundlsee die Führerbibliothek betreut hätte und daher den Alliierten wichtige Tipps zur Ergreifung von Göring hätte geben können.

Anfänglich bereitete ihr das Spiel noch Vergnügen, dann gingen ihr die Ideen aus, und letztlich war sie sich auch nicht mehr sicher, ob sie damit nicht zu viel Verwirrung stiftete und sich selbst nur Schaden zufügte. Schließlich waren die Menschen hier ja ihre zukünftigen Kunden, und nochmals den Ort zu wechseln, kam für sie nicht infrage. Sie war angekommen, tief im Süden, wo man aber noch ihre Sprache sprach. Zwar nur am schwäbischen Meer, aber am Meer.

So setzte sie eine Woche später ihr Sonntagsgesicht auf, ging von Laden zu Laden, von Marktstand zu Marktstand und in die Bäckerei, entschuldigte sich, dass sie den Kleinstädtern keinen reinen Wein eingeschenkt habe, und nahm sich vor, damit rasch die ganze Stadt davon vernahm, der Bäckerfrau und der Friseurin Bruchstücke ihrer Geschichte zu erzählen: „Ich bin 1933 nach Paris emigriert und habe dort Arbeit in der Deutschen Freiheitsbibliothek gefunden, deren Präsident Heinrich Mann war. Als die Wehrmacht Paris besetzte, mussten sich alle deutschen Emigranten melden und wurden nach Geschlechtern getrennt in Radrennstadien gepfercht. Drei Wochen verbrachten wir da, dann wurden wir in den Süden, in das Konzentrationslager Gurs, gebracht. Von dort gelang mir die Flucht, und so lebte ich mehr oder weniger versteckt an der Küste von Südfrankreich. Eine traumhafte Gegend, sage ich Ihnen. Und das Meer, das Meer ... aber der Bodensee ist auch schön, wirklich. Wie dem auch sei, als die Wehrmacht ganz Frankreich besetzte, ging ich in den Untergrund und schloss mich der Résistance an. Und jetzt bin ich hier, weil ich eine Buchhandlung eröffnen wollte, im Süden, am Meer, in meiner Sprache.“

„Aber es ist doch eine Leihbibliothek?“, fragte die Bäckerfrau.

„Jetzt noch. Es wird aber eine richtige Buchhandlung werden. Mit Antiquariat, solange wie nötig. Der Antrag ist bereits unterwegs.“

„In dem Haus, in dem Sie jetzt sind?“

„Ja, das eignet sich perfekt. Meine Bücher werden den geistigen Schmutz, der sich über die Jahre angesammelt hat, nach und nach vertreiben.“

„Wissen Sie, wir hatten ja sehr viel Glück, dass wir nicht zerbombt worden sind. Ein wenig bei der Eisenbahn vorne, der Gustav hat da sein Leben gelassen, aber sonst sind wir wohl davongekommen. Jetzt hoffen wir einfach, dass nicht noch mehr Flüchtlinge in unser Städtchen kommen. Die Schlesier, Sudeten, Siebenbürger sind nicht wie wir. Die haben auch viel zu viel getan für den Krieg. Die will niemand mehr.“

„Aber Sie haben Glück gehabt? Und immer noch. Ihnen geht es ja gut?“

„Ja, wir haben auch alle nicht so recht mitgemacht. Auch mit den Juden haben wir nichts gemacht. Ja, wir haben schon ein Glück gehabt. Wir machen wieder mal ein Milchbrot. Soll ich Ihnen ein Stück reservieren?“

„Ja gerne.“

„Verleihen Sie auch Unterhaltungsromane oder Liebesgeschichten? Wir könnten ja ein Tauschgeschäft machen. Buch gegen Milchbrot! Was meinen Sie, Frau Reber?“

„Kommen Sie doch einfach bei mir vorbei, es wird sich sicher was finden.“

„Das ist gut, man braucht jetzt auch wieder mal was fürs Gemüt und die Seele.“

„Genau, darum bin ich da. Können Sie eine Zucker- anstelle einer Brotmarke gebrauchen? Ich selbst brauche praktisch keinen Zucker.“

„Oh“, strahlte die Bäckerin, „da wird das Milchbrot gleich viel besser.“

*

„Ist das Wasser warm genug?“, fragte die Friseurin.

„Ja, wunderbar!“, antwortete Emilie Reber.

„Da haben Sie aber ein gefährliches Leben gehabt.“

„Ja, manchmal wurde es richtig ungemütlich.“

Die Friseurin war noch in der Lehre, ein junges, hübsches Mädchen mit Händen, die beim Einmassieren der Seife durch die Kopfhaut fast bis in die Seele greifen konnten. Emilie Reber gab sich ganz dieser wohltuenden Kopfmassage hin.

„Schlafen Sie mir aber nicht ein“, hörte sie die Friseurin wie in einem Traum sagen. „Daher hatten Sie auch gleich eine Menge Bücher, als Sie hierherkamen. Von dieser Freibücherei ...“

„Freiheitsbibliothek.“

„Dieser Freiheitsbibliothek.“ „,

Nicht ganz, die Nazis haben zerstört, was wir nicht in Sicherheit bringen konnten.“

„Aber wie kamen die Bücher denn alle nach Paris? Nach einem Jahr schon 11.000 Stück, 11.000, das haben Sie doch gesagt, oder nicht?“

„Ja, die haben halt viele, die Deutschland verlassen mussten, mitgebracht, geschmuggelt.“

„Aber 11.000 Stück, die alle verboten waren, in einem Jahr?“

„Es gibt Menschen, viele Menschen, die hegen ihre Bücher wie einen Schatz. Sie lieben sie, als wären es die eigenen Kinder. Sie sind wie Kinder: ein Fenster, durch das man die Welt anders sehen kann. Vorausgesetzt natürlich, man ist offen dafür.“

„Also ich habe nie viel gelesen. Die Landserhefte, die meine Freundinnen gelesen hatten, waren doch immer das Gleiche, genau wie die Fliegengeschichten. Ich habe auch den Führer nie richtig gemocht, obwohl ich ihn doch hätte lieben müssen. Aber wie kann man einen lieben, der ein ganzes Radio zum Bellen bringt, wenn er spricht.“

„Man muss nie, nie jemanden lieben müssen. Das geht gar nicht.“

„So, jetzt können Sie aufstehen und auf dem Frisierstuhl Platz nehmen.“

„Kommen Sie mal vorbei, ich habe sicher etwas für Sie, das Ihnen gefallen tät.“

„Was für eine Frisur wünschen Sie eigentlich? Einfach ein wenig nachschneiden? Oder so, dass Sie die Haare gut wachsen lassen können?“

„Einfach nachschneiden. Die bleiben kurz, für immer.“

„Aber kurz tragen wenige.“

„Ist bequem. Musste ich in der Résistance so tragen. Man wusste ja nie, wann man plötzlich ein Mann sein sollte.“

„Wollten Sie schon mal ein Mann sein?“

„Nein. Oder vielleicht ein, zwei Mal, als es mir an körperlicher Kraft fehlte.“

„Ich bin froh, dass ich kein Mann bin. Sonst hätte ich mit einem krummen Karabiner in der Hand noch das zerbombte Friedrichshafen verteidigen müssen.“

„Wir bleiben Frauen. Auch mit kurzen Haaren. N'est-ce pas?“

„Oui! Das Einzige, was ich auf Französisch kann“, lachte die Friseurin. „Aber sagen Sie, Frau Reber, ich weiß nicht so recht, ob ich für die Bücher, die Sie ausleihen, gescheit genug bin.“

„Jede und jeder ist gescheit genug, um ein gutes Buch zu lesen. Man muss es nur wollen.“

*

Es war der langersehnte Brief, den ihr der Postbote an diesem regnerischen Tag überbrachte. Er war von der „Direction de l'Éducation Publique“, von General Raymond Schmittlein persönlich.

Die Direktion versicherte ihr, dass ihr Antrag zur Führung einer Buchhandlung von der französischen Militärverwaltung grundsätzlich gutgeheißen würde, aber es gebe noch einige ansässige Stimmen in der Stadt, die ihrem Vorhaben kritisch gegenüberstünden, wie sie aus beiliegender Briefkopie entnehmen könne.

Fünfzehn Minuten später knallte sie die beigelegte Kopie Zängler auf den Tisch.

„Sie kennen dieses Schreiben. Haben Sie das geschrieben? Haben Sie geschrieben: ‚Frau Reber hat mit Täuschungen und Umgehung der Bestimmungen ihren Laden zu einem Buchverkaufsladen gemacht und vorzeitig geführt.‘ Oder: ‚In den vergangenen Jahren wurden Anträge von Personen, die politisch und fachlich einwandfrei sind, abgelehnt mit der berechtigten Begründung, dass kein Bedarf vorhanden sei. Und jetzt soll plötzlich Bedarf da sein?‘“

Fritz Zängler starrte sie schweigend an.

„In der Zeit vor Weihnachten war der Laden Reber keine Leihbibliothek mehr, sondern eine Buchhandlung. Die Leihbibliothek war immer nur Tarnung und Täuschung!“

Fritz Zängler schwieg. Emilie Reber ging ans Fenster, schaute durch den Regen auf den See, dessen Oberfläche zu tanzen schien.

„Wahrlich kein Segelwetter“, hörte sie Zängler sagen.

Emilie Reber drehte sich um, ging zu Zänglers Schreibtisch, stützte sich darauf und sprach ihn leise an: „Sie werden das jetzt aus der Welt räumen, und ich werde meine

Leihbibliothek mit Lesestube in eine Buchhandlung mit Antiquariat umwandeln. Und sollte ich das dafür notwendige Papier nicht in den nächsten Tagen erhalten, werde ich die französische Militärregierung bitten, jede noch so kleine Aktennotiz, auf der Ihr Name steht, zu suchen und diese so lange hin und her zu drehen, bis sie etwas gegen Sie gefunden hat.“

Sie nahm den Brief von Zänglers Pult, steckte ihn ein und verließ Zänglers Büro, ohne die Tür hinter sich zu schließen. Was sie noch hörte, war, wie er wütend in den Gang hinaus nach einer Schreibkraft rief.

Seit sie zwei Tage nach ihrem Auftritt bei Zängler die Bewilligung zur Führung einer Buchhandlung erhalten, die Durchschrift davon an ihr Schaufenster geklebt sowie die Kleinstädter mit einer glaubhaften Geschichte ihrer Vergangenheit gefüttert und damit einen schlüssigen Nachweis ihrer Privilegien geliefert hatte, wuchs das Zutrauen zwischen den Bewohnern der Kleinstadt und Emilie Reber nicht gerade zügig, aber doch stetig.

So bewegte sich Emilie Reber in der beinahe unzerstörten mittelalterlichen Kleinstadt, die in der Renaissance eine italienische Note in Form einer neuen Marktplatzgestaltung und einem großen Palais bekommen hatte, immer lieber und selbstverständlicher. Auch die Kleinstädter legten mehr und mehr ihre Scheu ab, betreten in kontinuierlich steigender Zahl ihr Geschäft und ließen entweder die Gier nach der von den Nazis verbotenen Literatur stillen oder sich die Angst davor nehmen.

Anfänglichen Enttäuschungen über bei ihr nicht erhältliche Unterhaltungsromane überwand sie mit geschickten Einführungen über, wie sie es nannte, leichte Literatur. Zum Beispiel über den einige Jahre am See wohnhaften Hermann Hesse, den sie – bis auf den „Steppenwolf“ – als ewig pubertierenden Kitschautor betrachtete, oder über die Kinderbücher und Gedichte von Erich Kästner, der in Berlin zugesehen hatte, wie die Nationalsozialisten seine Werke ins Feuer geworfen hatten, aber auch über die wunderbaren Reisereportagen von Egon Erwin Kisch, welche die Kleinstädter zum Träumen brachten.

Wer was kaufte oder auch nicht, vermerkte sie auf sorgsam angelegten Karteikarten. Pro Person legte sie drei Karten mit folgenden Überschriften an: „Persönlichkeit“, „Verknüpfungen“ und „Leseweg“.

Unter „Persönlichkeit“ beschrieb sie den Charakter des Kunden, so wie sie ihn empfand. Dabei schreckte sie weder vor Einträgen von Mutmaßungen über Gefühlslage und Vergangenheit noch vor psychologischen Interpretationen zurück. Diese Einträge wurden bei jedem Besuch der Kundin oder des Kunden ergänzt, falsche Eindrücke korrigiert oder sich in ihrer Wahrnehmung als richtig erweisende vertieft. Bei manchen konnte sie nicht widerstehen, körperliche Merkmale wie „fehlt ein Bein“, „hat sehr eng stehende Augen“, „trägt das Haar zu lang“ bis geradezu frivole Bemerkungen wie „trägt links“ oder „hat einen hübschen Hintern“ zu notieren. Letztere allerdings in einer stenografischen Geheimschrift, die außer ihr und ein paar Résistanceveteranen wohl niemand lesen konnte.

Auf der Karte „Verknüpfungen“ notierte sie verwandtschaftliche, berufliche sowie freund- und feindschaftliche Beziehungen innerhalb der Kleinstadt.

„Leseweg“ unterteilte sie in drei Rubriken: „Bereits gelesen“, „Gekauft“ und „Zu lesen“. Sie erkundigte sich bei allen Kunden zuerst immer nach bereits Gelesenem, was gefallen hatte, was begeistert hatte, und warum sowie was bereits nach wenigen Seiten weggelegt worden war. Unter „Gekauft“ fielen die Bücher, die sie verkauft hatte, und unter „Zu lesen“ wurden Titel aufgelistet, welche die jeweilige Person als Nächstes lesen sollte.

Waren mehrere Kunden gleichzeitig im Geschäft, ließ sie sich dadurch nicht abhalten, nach jedem Verkauf oder jeder Beratung fein säuberlich in ihren weißen Handschuhen ihre Notizen zu machen. So viel Geduld musste aufbringen, wer von ihr auf der individuell vorgezeichneten Via Dolorosa zu Thomas Manns Sanatorium Berghof auf dem Zauberberg geführt werden wollte.

Schon nach kurzer Zeit wusste sie über die Leserinnen und Leser der Stadt mehr oder weniger Bescheid. Dazu kamen noch die Urlaubsgäste, die von Jahr zu Jahr zahlreicher wurden, und Menschen, denen es aufgrund ihres persönlichen Schicksals oder ihrer Rolle in Nazideutschland ratsam erschien, fernab von alten und neu entstehenden Zentren ein möglichst ruhiges und unauffälliges Leben zu führen.

Die Stadt wie auch die gesamte Bodenseeregion hatte eine große literarische Tradition. Viele Schriftsteller, Dichter und Dramatiker hatten an den Gestaden des schwäbischen Meers Inspiration, Melancholie oder anders gestaltete Lebensentwürfe gesucht. Genauso wie Maler, Tänzer, Bildhauer, Musiker, aber auch Sekten, Naturheilkundler, Veganer und Esoteriker, kurz das ganze wahrheitssuchende Treibgut, welches aus den tiefgeistigen Strömungen rund um die Jahrhundertwende aufgetaucht und letztlich an die Ufer des Bodensees gespült worden war.

Unter diesen Kreisen verbreitete sich schnell die Kunde, dass es in der Kleinstadt eine neue Buchhandlung – übrigens von einer Frau geführt, die vor dem Krieg die Sekretärin von Heinrich Mann gewesen war – gebe. Eine erstklassige, so eine habe schon lange gefehlt, mit vielen geretteten Büchern aus der Freiheitsbibliothek Paris. Heinrich Mann habe ihr persönlich die Bücher schicken lassen, damit sie sich hier eine neue Existenz aufbauen könne, da sie viel für die Deutsche Literatur und Kunst getan habe. Ja, sie habe auch selbst publiziert, ein gewichtiges Werk: „Silbermond nach der Bartholomäusnacht“. Darum habe sie Heinrich Mann auch angestellt, da er in dieser Zeit an „Henri Quatre“ geschrieben habe.

Solche und weitere Gerüchte – sie sei bei der Landung der Alliierten dabei gewesen oder mit amerikanischen Fallschirmspringern hinter der deutschen Front abgesprungen – befeuerten die Neugier der kulturell Arbeitenden und Interessierten rund um den Bodensee, die sich auch nach und nach in Emilie Rebers Buchhandlung einfanden.

Naturgemäß kamen zuerst die Schriftsteller. Es gab viele an den Gestaden des Bodensees. Die meisten hatten ihre beste Zeit während der Zwischenkriegsjahre gehabt, als die Landschaft am Bodensee zahlreiche durch den Ersten Weltkrieg Versprengte der unterschiedlichen Reformbewegungen wie magisch angezogen hatte. Sie schrieben hier über Gärten und Rosen, philosophierten über die Kultur und Geistesgeschichte oder die